

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 223.

Samstag, 23. September.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

Münchener Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

In dem Atelier war der große „Sonnenbrenner“ angezündet und beleuchtete mit indiskreter Helle die funterbunte Einrichtung: einen schön geschnittenen Renaissancefessel neben groben Holzstühlen, auf denen wunderlicher Kram herumlag; einen echten Perser vor dem aus einer Kiste und einer verbliebenen Decke angefertigten Ruhebett; einen Ständer mit einem Dachauerkostüm, alten Brokatseken, einem Schäferhut mit bunten Seidenbändern; ein paar verstaubte Gipsabgüsse nach Tieren und eine Menge Landschaftsstudien an den Wänden.

Waldemar Falk stand nicht vor der Staffelei. Er hatte sich seinen Spiegel aus dem Schlafzimmer geholt, vor den aufgeklappten Deckel des Farbkastens gestellt, um sich bequemer beaugapseln zu können und malte — an seinem eigenen hübschen jungen Gesicht. Die Brauen bekamen durch Kohlenstriche einen kühnen Schwung; ein paar dunkle Linien unter den blonden Wimpern hoben die Augen heraus; schließlich zeichnete er sogar noch eine Falte von der Nase zur Stirnwurzel.

Gerade in diesem Augenblick wurde geklopft.

„Donnerwetter!“ stieß er ungeduldig hervor. „Wer ist's denn? Modell brauch' ich keins — überhaupt — ich kauf nichts.“

„Max, Max Schmidt!“ sagte draußen ein junge Stimme. „Darf ich auch nicht herein?“

Der Maler stand auf und öffnete. „Du! Ja, das ist was anderes! Wenn du mich einmal besuchst! Aber fast hätt' ich gerufen: Bin nicht zu Haus.“

„Ich war sehr überrascht, bei dir Nicht zu sehen. Ich warf zufällig einen Blick herauf. Natürlich glaubte ich todsicher, du wärst im Kaffeehaus, wo ich dich aufsuchen wollte.“

„Da sieht man, wie meine Freunde mich verkennen! Mich vermutet man im Kaffeehaus!“ sagte Waldemar mit komischer Würde. „Und ich sitze doch immer hier und schufte.“

Max Schmidt lachte, während er den Überrock ablegte und einen Platz für seinen Claqueur suchte. Er hatte eine schlanke, elegante Erscheinung; ein etwas ernstes Gesicht mit dunklen Augen und einem kurz gehaltenen braunen Vollbart.

Waldemar blickte überrascht auf den Freund.

„Gerrich! Im Frack! Unheimlich fein! Was hast du denn vor?“

„Ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Ich wollte dich fragen, dich abholen. Ich möchte irgend was Unterhaltliches heut' Abend haben. Ich hab's satt, daheim zu sitzen und Pläne zu zeichnen, die niemand ausführt! Einmal wäre ich gerne mit euch Münchenern fidel gewesen, ehe ich übermorgen von hier wieder abschiebe.“

„Was! Du willst fort?“ rief Falk enttäuscht. „Warum denn? Ich habe doch immer deine schönen „Van Dyk-Gänge“ malen wollen. Und jetzt geht der Mensch weg!“

„Ja, mein Lieber! Was soll ich denn hier an-

fangen? Niemand kennt mich; niemand braucht mich; niemand will von mir was wissen.“

„O, Schmerz, laß nach! Du scheinst ja in einer hübschen Katerstimmung zu sein! Es wäre mir ja eine ehrenvolle Aufgabe gewesen, solch einen Tugendbold auf einen „Ruheschwof“ in der Westendhalle oder sonst im dunklen München zu führen — aber wie du siehst, bin ich eben im Begriff, mich herrlich herzurichten; für ein Atelierfest bei Lierbachs.“

Er nahm von einem der Holzstühle ein großes Stück schwarzen Stoffes, auf das an der Innenseite ein Leintuch aufgeheftet war und das am Rande eine Goldborte schmückte.

Mit tiefer Stimme, in feierlichem Pathos begann er, sich in Heldenpose vor dem Freunde aufpflanzend:

„Erlaube mir, mich vorzustellen als der erste Liehaber der Gesellschaft Theviskarren.“

Dieser Universalmantel ist meine Erfindung. Siehst du, wenn ich mich so einhülle, in das finstere Schwarz, dann bin ich Karl Moor oder der Romeo in der Balkonzene, wenn's sein muß, irgend ein gemeiner Verschwörer! Und ich brauche nur die Rückseite dieses köstlichen Tuches zu entfalten und verwandle mich sofort in einen prachtvollen Griechen oder Römer! Großartig nicht? Du glaubst doch, daß ich der „Star“ in der Schmiere sein werde, — mit der Figur!“

Er war in der Tat ein schöner Mensch, groß und breitschultrig, von schlanker Gestalt mit einem lachenden hellen Gesicht; ein echter blonder Germane.

Mit stolzen Schritten und drolligen theatralischen Gebärden ging er durch das Atelier und deklamerte, was ihm von Bruchstücken aus klassischen Dramen einfiel:

„In gärend Drachengift hast du die Milch der reinen Denkart mir verwandelt!“

„Ein Federzug von dieser Hand und neu geboren wird die Erde, Sire! Schenken Sie uns Gedankenfreiheit!“

„Neu erschaffen wird die Erde! Und geben Sie Gedankenfreiheit“, korrigierte Max Schmidt, der sich in dem Renaissancefessel niedergelassen hatte und sich lachend eine Zigarette anzündete.

„Was ihr Maler immer für netten Unsinn ausheckt! Man kann euch wirklich um euren Humor beneiden! Aber mir ist's sehr leid, daß du heute nicht zu haben bist! Allein amüsiere ich mich ja doch nicht.“

„Weißt was! Geh mit zu Lierbachs!“ rief Waldemar sich lebhaft umwendend.

„Was fällt dir ein? Ich kenne die Familie doch gar nicht. Oder ist es nur ein Herrenabend?“

„Herrenabend! Nein! Gott sei Dank! Die Damen — das ist doch die Hauptsache! Eine Schmiere ohne weibliches Personal, das wäre traurig! Aber es kommen alle Lierbach-Schüler hin und du mußt dir solch einen Atelierruf nicht vorstellen wie ein steifes Souper bei euch am Rhein! Es geht da höchst gemütlich zu! Man freut sich, wenn noch einer kommt, der lustig mit-

tut und Spaß an der Geschichte hat. Große Ansprüche darfst du freilich nicht machen."

"Geh, wie soll ich denn? Ich habe ja auch kein Kostüm und in der Schnelligkeit krieg ich doch nichts mehr."

Waldemar dachte nach, mit dem Zeigefinger vor der Stirne.

"Du! Ich hab's! Eine famose Idee!" rief er dann eifrig. "Du bist der Lebemann, der 'Elegant' in der Schmiere! Gib acht: in fünf Minuten richte ich dich so fein her, daß du dich wundern wirst!"

In lustiger Eile kramte er in dem Gewirr einer Schublade, aus der er ein Stück roten Atlas herauszog. Ein rascher Schnitt der Scheere, und er schlang es als Band um den Hals des Freundes, steckte daran einen großen, goldenen Ballorden, einen anderen an die linke Frachseite, puderte das bichte braune Haar, den Bart, macht mit der Kohle ein paar alternde Striche unter die Augen und führte Max dann triumphierend vor den Spiegel, der noch am Farbenkasten lehnte.

"Na! Was sagst jetzt? Schaust du nicht aus wie ein Fürst? Riesig feudal! Mindestens vierundzwanzig Thnen."

Max lachte; aber er schüttelte noch immer unschlüssig den Kopf.

"Ich weiß doch gar nicht — es ist doch zu sonderbar, wenn ich so ungeladen mit hereinplage — und ob ich etwas beitragen kann zu der allgemeinen Lustbarkeit?" Er seufzte.

"Das kommt schon! Bild' dir nur keine Schwachheiten ein! Warum machst du denn so einen Armeislerkopf? Was fehlt dir denn eigentlich?"

"Was mir fehlt? Na schau, Waldemar, das läßt sich eigentlich in wenig Worten sagen, in einer Zahl ausdrücken! Mir fehlen so ungefähr hunderttausend Mark!"

"Du bist gut! Hunderttausend Marker! Weiter nichts? Meinst du, die brauchte ich nicht auch sehr notwendig! Donnerwetter! Wenn ich sie nur hätt'!" rief der Maler und streckte die Arme aus in heißem Verlangen.

"Für dich wär das gar kein Glück! Wenn du Geld hättest, dann würdest du gar nicht mehr malen, nur fröhlich hummeln! Aber ich möchte das Kapital doch nur für meine Arbeit! Meinst du vielleicht, es sei angenehm, nur auf dem Papiere zu bauen? Hier, in meinem Kopf, sind die fertigen Pläne für die herrlichen Paläste und Villen. Aber es läßt sich ja niemand auch nur das kleinste Familienhaus von mir hinsetzen. Ein Unbekannter kriegt keinen Auftrag, und ohne Geld kann ich auch nicht zeigen, was ich los hab'. Hier ist nichts zu wollen! Ich muß doch wieder an den Rhein. Dort hat man doch einige Verbindungen. Aber ich wäre so brennend gern in München geblieben."

Waldemar hörte nicht genau hin. Ihn hatte der Gedanke an die hunderttausend Mark in Ekstase versetzt. Er träumte sich in den Zustand eines Besitzenden hinein und sah reizende Bilder in den Rauchringen, die er aus der Zigarette blies.

"O, ich tät auch nicht faulenzeln, Max, wenn ich so reich wär! Aber weißt du, was mein erstes wär? Heiraten, heiraten! Himmel, wär das schön! Märrisch könnt' man werden vor Seligkeit, wenn man sich's nur vorstellt: eine nette kleine Wohnung ganz nach eigenem Geschmack eingerichtet. Du! ich ließe mir dann die Villa von dir bauen! Und ein feines Atelier! Und sie in Gewändern! O, wie ich sie anziehen wollt'."

"Also wieder mal verliebt!" meinte Max gelassen. "Der Zustand ist ja nichts Neues bei dir!"

"Ich muß sehr bitten! Das ist was Neues, Niedageverenes! Ganz was anderes, als so irgend ein Wipfeli mit einem kleinen Mädch'!"

"Na, na! Ich hab' dich schon einige Male sehr engagiert gesehen", lachte Max.

"Du kannst doch nicht behaupten, daß ich jemals vorher Lust zum Heiraten gehabt hätte?"

"Ein Arzt würde sagen: Der Fall scheint demnach ein schwerer und bedenklicher zu sein."

"Mach keine Witze, Max! Es ist eine ernste Sache. Du wirst das begreifen, wenn du sie heut' abend siehst."

"Wer ist's denn?"

"Die Tochter von meinem Lehrer Vierbach, die ältere, die Trudel! Ich rate dir nur: Verlieb dich nicht auch in sie! Denn wenn sie dich lieber hätt' als mich, dann müßt ich dich bei aller Freundschaft umbringen! Es soll ihr keiner zu nah in die schönen, lieben, braunen Augen schauen! Ich leid's nicht!"

"Bilde dir doch keine so überflüssige But ein!" sagte Max gleichgültig. "Recht sicher scheinst du aber deiner Sache noch nicht zu sein. Soffentlich ist sie die Vernünftigere, denn du als Ehemann! — Für mich eine wunderliche Vorstellung!"

"Red' nicht! Bart's ab! Du kennst ja gar keine so netten Mäd'el wie die zwei Vierbachs. So was Frisches, Natürliches, Unverkünsteltes kann überhaupt nur neben einem Münchener Maleratelier aufwachsen; nur bei einem so prächtigen Vater, wie unser Lehrer ist! Aber es ist Zeit. Ich muß jetzt mein Kostüm noch vervollständigen."

Er verschwand ins Schlafzimmer und kam nach einer Weile wieder zum Vorschein mit Trikots an den Beinen, einem braunen Wams aus der Ritterzeit und einem alten bayerischen Ritterspähel.

"Sol' Run spiel ich mit meinem Mantel alle Rollen meines Repertoires!" rief er, wieder ganz in übermütiger Karnevalsstimmung.

"Du willst doch nicht so über die Straße geh'n?" fragte Max verwundert.

"Ja, wie soll ich denn sonst hinkommen? Glaubst du vielleicht, daß wir zu einem Atelierfest im Wagen anfahren? Du hast einen Begriff von unseren hiesigen Gepflogenheiten!"

In den Münchener Straßen brannte damals — Mitte der siebziger Jahre — noch wenig Licht. Wie Silhouetten gingen die Menschen in der dämmerigen Beleuchtung an einander vorüber. Wenn sich nicht manchmal ein Neugieriger nach Waldemars blinkendem Helm umgeschaut hätte, wäre seine Kostümierung gar nicht aufgefallen.

Das Atelier des Malers Vierbach lag so ziemlich am Ende der damaligen Stadt, hinter dem Siegestor. Der Ruf des Künstlers, der einige Jahre in Paris gelernt und von der dortigen Studienzzeit eine neue Auffassung der Landschaft und eine vollendetere Technik mitgebracht, hatte allmählich einen Kreis von Schülern zu ihm hingezogen, die ihn aufrichtig verehrten und es als besonderes Glück betrachteten, wenn er ihnen seine Korrektur angedeihen ließ. Er besaß jenes feine Verständnis, jenen seltenen Takt des Lehrers, der jede Eigenart anerkennt und sich hütet, einem Talent die Ursprünglichkeit der Auffassung zu beschränken. Es waren schon ein paar recht beliebte Tiermaler und Landschaftler aus seiner Schule hervorgegangen. Erfolg und Anerkennung und wachsende Berühmtheit hatten den schlichten Mann nicht zu ändern vermocht. Trotz seines jahrelangen Aufenthaltes in Paris war er ein echter Bayer geblieben, der gerade und offen die Wahrheit heraus sagte, der es gar nicht verstand, sich in Szene zu setzen und dem nichts verhaßter war als Pose und Affektion.

Heute hatte er sich eine "Schlegelhaube" auf das graue Haar gedrükt, wie die bauerlichen Wirte sie früher trugen, und er schaute mit seinem gutmütigen breiten Gesicht, mit dem graudurchsprinkelten, kurzen, rötlichen Vollsbart, mit der grünen Weste mit den Silberknöpfen so echt aus, daß man wirklich meinen konnte, man habe ihn schon vor einem Dorfgasthause in den bayerischen Bergen stehen sehen. Seine hübsche, etwas in die Breite gegangene Frau, in einem malerisch abgetönten Alt Münchener Kostüm, bewillkommnete als freundliche Wirtin die Gäste. (Fortsetzung folgt.)

Zur Kriegszeit in London.

Das englische „country house“ während des Krieges.

Das englische „country house“ (Herrenhaus auf dem Lande) hat trotz aller schönen Worte der Churchills, Asquiths, Lloyd Georges und ihrer beredten Junfgenosse so wie alle Institutionen Albions durch den Krieg seine einschneidenden Umwandlungen erfahren, und jetzt, da man sich mit raschen Schritten wieder dem Hochsommer nähert, ist es von besonderem Interesse, das gesellschaftliche Treiben, wie es sich in einer solchen Hochburg des englischen Snobismus während des Krieges abspielt, des näheren zu verfolgen. Denn eine solche Hochburg ersten Ranges, als eine typisch-britische Einrichtung, die ihresgleichen sucht, stellt sich uns das country house dar. Freilich wäre es unrichtig, anzunehmen, daß der Aufenthalt dort vor dem Kriege nicht ohne Annehmlichkeiten, Behaglichkeit, eigenartigen Reiz und sonstige Vorzüge gewesen wäre. Aber englische Gastfreundschaft vor und nach dem August 1914 — das sind eben zwei grundverschiedene Dinge. Die ländliche Ruhe und der idyllische Friede sind jetzt unabhängiger Nervosität, Besorgnis und Bersahrenheit gewichen. Allorten, besonders an der See, wittert man Espione und gar oft verdächtigt ein Gentleman den andern. Und trotz aller britischen Ritterlichkeitsbegriffe ist auch das Vertrauen zu den Ladies geschwunden, denn man weiß ja nie, ob sich nicht hinter ihnen verkappte deutsche Espioninnen verbergen... Daher Vorsicht, Vorsicht!

Ich will jetzt den typischen Verlauf eines Tages in einem solchen country house in kurzem Umriß schildern, und da, von rein äußeren Unterschieden abgesehen, ein country house dem nächsten so wie ein Ei dem andern gleicht, so gilt diese Schilderung mehr oder weniger für das Kriegs-Sommerleben der zahlreichen Herrenhäuser an der Küste von ganz England, Schottland und Wales.

Nach der infolge von Zeppelinangriffen unbehaglich verbrachten Nacht und fortwährend unterbrochenem unruhigen Schlaf erwacht man in dem alten vornehmen Bett mit den alten auf drei Seiten zuziehbaren Vorhängen: so recht ein Überbleibsel altenglischen Konservatismus. Das vornehme, weichgepolsterte Schlafzimmer mit den vornehmen weißlackierten Türen prangt im Sonnenlichte, doch in düsterer Stimmung springt man an das weite Fenster, das aufs Meer hinausblaut, und sieht mit großem Unbehagen in der Ferne eine schwarze Rauchsäule aufsteigen... Bald jedoch überzeugt ein Blick durch den scharfen Feldstecher, daß es sich um ein britisches und kein feindliches Fahrzeug handelt. Gott sei Dank, keine Bombardementgefahr. Man klingelt nach dem Diener. Sonst brachte dieser immer warmes Wasser zum Rasieren und nachher das gute, ausgiebige Frühstück mit Eiern, Speck, Steak und Bunsen, Seefischen und sonstigen Herrlichkeiten. Doch niemand hört jetzt auf die Glocke, und nachdem man sich so sorgsam wie möglich gekleidet und hergerichtet, tritt man, wie der Gong ertönt, den Weg in die tiefer gelegene Dining-Hall an. Dort wird jetzt weniger dem Frühstück zugesprochen als — den Zeitungen. In allen Ecken rascheln sie, ab und zu hört man auch aus zartem Frauenmund mehr oder weniger gestülpte Äußerungen, wie „damned Germans“, „What a shame!“, und statt der früheren Butters und Bismen in Libree trippelt jetzt ein einziges einsames blondes Serviermädchen in bescheidenem Schwarz von einem Gast zum andern, dem es ein nach britischen Begriffen doch ziemlich bescheidenes Breakfast vorsetzt. Ein scharfes Glockensignal, das die verhältnismäßige Stille gerreißt. Die Tür öffnet sich. Ein zweites Mädchen in Schwarz tritt auf des Hauses Gebieter zu, der, an der Spitze der Tafel sitzend, die Phantasienachrichten der enggedruckten „Times“ behaglich zu verdauen scheint. „Sir, das Telephon!“ flüstert die Blonde in Schwarz. Sir Ralph Tip-Top of Huddlesbury, Baronet und Inhaber eines trefflichen Nennstalles, mehrerer Millionen Pfund sowie Vater zweier schlanter, heiratslustiger Töchter und eines Sohnes, der an der Front von Flandern den Germanen den Garau zu machen hofft, läßt die „Times“ sinken, klemmt das Monokel ins Auge und schreitet würdevoll hinaus. „Das Telephon der „Daily Mail“,“ ruft meine Nachbarin. Man muß nämlich wissen, daß man bei den meisten großen Londoner und auch Provinzialblättern auf ein „Kriegsferngespräch“ jetzt abonnieren kann, d. h. die betreffende Zeitung klingelt einen täglich zu einer bestimmten Minute an und teilt „alle wissenswerten

letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz“ in gedrängter Kürze mit. Je mehr man zählt, um so ausführlichere, gewürztere Nachrichten erhält man. Viele abonnieren auch auf zwei, drei und noch mehr Gespräche während des Tages, in so atemloser Spannung harret man... Strahlenden Antlitzes lehrt Sir Ralph Tip-Top of Huddlesbury, Baronet, zurück und erklärt im Triumph: „Zweihunderttausend Deutsche an der flandrischen Front in unserer Offensive gefallen, doppelt so viel Gefangene genommen.“ Ein in seiner Nähe sitzender Skeptiker lächelt bedeutend. „Sie zweifeln?“ fragt Sir Ralph harmlos, aber aus der Frage klingt es wie ein Argwohn: „Mir scheint, mir scheint, du bist auch so ein Spion.“ Doch Sir Ralph hat Tatgefühl und unterdrückt solch eine unangenehme Äußerung. Nachdem er die Serviette fortgelegt, erklärt er also würdevoll seinen Gästen: „Ladies and Gentlemen! Sie wissen alle, daß Ihnen mein ganzes Heim mit dem Park, den Golfplätzen, den Pferden, den Jagdgründen usw. usw. zur Verfügung steht. Leider kann ich Ihnen keinen Kenter für mein Auto anbieten, die Werbekommission hat ihn mir schon früher weggeschlappen wollen. Dieser Tage mußte er sich stellen. Well, wenn einer von Ihnen selbst Auto fahren kann, so hatte ich natürlich meinen Wagen zu Ihren Diensten. Was nun meine Nacht betrifft — Ladies and Gentlemen, es hat doch keinen Zweck, sich unter den Umständen Gefahren von Seiten eines heimtückischen, gewissenlosen, alle Menschen- und Seerächte mit Füßen tretenden Feindes auszuweichen. Aber ich wage zu hoffen, daß Ihnen die Golfplätze einen, wenn auch nur schwachen Ersatz bieten werden. In Bezug auf die Jagd tut es mir wirklich leid, Ihnen mitteilen zu müssen, daß auch mein Treiber, ein recht zuverlässiger Bursche, vor wenigen Tagen eintreten mußte und ich zu meinem lebhaftesten Bedauern bis jetzt keinen neuen gefunden habe. Doch die Pferde stehen zu Spazierritten nach wie vor zu Ihrer Verfügung. Ja, diese Germanen führen einem wahrhaftig jedes britische Vergnügen, und man kann in unserem Lande bald nicht mehr wie ein britischer Gentleman leben. — Die Ladies werden sich vielleicht mehr für Zeitschriften und Bücher interessieren. In der Bibliothek finden Sie die neuesten Schriften über die deutschen Grausamkeiten. Da ist jetzt ein so neues Werk erschienen, ein Werk — hem, hem — das — das vielleicht etwas geschmacklos für unsere — hm — Sittlichkeitsbegriffe ist — das — hem die schändliche Amoral der Deutschen schildert. Bitte, Ladies und Gentlemen, mißverstehen Sie mich nicht, ich empfehle das Buch nicht — hem — ich sage nur, daß es interessant ist. Man ersieht erst daraus, wie unangebracht alles Mitleid mit den Deutschen wäre... Um auf ein anderes Thema zu kommen: Wie ist denn eigentlich der Ehescheidungs-Standal, dieser letzte Sensationsprozeß der Lady M. ausgefallen?“ —

Nur zu begreiflich, daß keine wahre „Sport“-Stimmung aufkommen kann, wenn so die nötigen Treiber, Diener, Autolenker fehlen. Man versucht allerdings sich untereinander zu vergnügen, so gut es geht. Aber die Nähe des Meeres, sonst so herrlich, schafft fortwährende Beklemmung. Auch die unerfährliche Eier nach neuen Nachrichten, darunter die bevorstehende Vernichtung der deutschen Flotte, steckt an, und es fehlt die schöne Ruhe, die Sammlung von früher. Und aus allen Ecken und Winkeln der trauten Gemächer des nicht nur bequem, sondern auch reich und verschwenderisch eingerichteten country house scheinen nichtswürdige Gespenster von deutschen Barbaren zu huschen. Sonst waren die Mahlzeiten stets der Mittel-, der Glanz- und Sammelpunkt des ganzen Tages. Aber wenn es 12 oder 1 Uhr mittags wird, stürzt man nicht wie ehemals heißhungrig auf seinen Lunch. Bögernd geht man auf das Büffet zu, wo jeder sein Mahl auszusuchen kann, das freilich auch nicht die Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der alten Tage aufweisen kann: jetzt gibt es nur kaltes Huhn, kalte Fleischpastete, trockenen Schinken, langweilige Limonade, geschmackloses englisches Obst... .

Auch der Tea, diese geradezu britisch-nationale Einrichtung, wird mit wenig Würze und vielem Schweigen eingenommen. Wie bei den übrigen Mahlzeiten fehlt Leben, Lust und Stimmung, man lebt nicht mehr um zu essen, und die alles anstehende Nervosität läßt keinen ruhigen Genuß mehr zu. Nur zur Abendmahlzeit, zum geheiligten Dinner, schmückt und kleidet man sich wie zuvor. Das Tischgespräch ist so leer und hohl, wie es nur je gewesen, und die Urteile über den Feind, seine Tüde und Verworfenheit, die Kriegereignisse, die Angelegenheiten zu Hause und die Möglichkeiten der nächsten Zukunft lassen die Unwissenheit im hellsten Licht er-

strahlen. Nur daß dieses Licht etwas gedämpft wird durch die schweren, dunklen, geradezu düster wirkenden Vorhänge, womit Lüt und Tor aus Angst vor Zeppelinbomben verhängt sind . . . Endlich hofft man, daß des Tages Langeweile hinstreichen soll. Die Damen begeben sich in das drawing-room, allwo sie sich bei den holden Klängen eines Klaviers, das jetzt selbstredend von einer all-british firm, neu bezogen werden mußte, an patriotischen Melodien erfreuen, während die Herren im smoking-room bei Whisky und Soda wütend darauf lospolitizieren. Das smoking-room, sehr geschmackvoll eingerichtet und vornehm in mattem Dunkelrot und Grün gehalten, geht auf die unheimliche, tiefschwarze See hinaus, die jetzt in voller Brandung hin- und wieder schäumt und im Aufruhr an die Felsen schlägt . . . Plötzlich vernimmt man durch das Wogengebrause dumpfes Donnern und in regelmäßiger Folge dumpfe Knallexplosionen. Wie vergesse ich diesen Abend. „Gorcht nur!“ mahnt Sir Ralph Tip-Tip of Hudlessbury in angstvoller Aufregung. Er lugt durch den Spalt des Vorhangs über der Balkontür und voller Neugier tritt ein Gast nach dem andern, förmlich auf den Zehenspitzen, zu dem Vorhangspalt. Aber in der rabenschwarzen Finsternis ist kein Feuerschein, auch nicht das winzigste Licht zu sehen. Erleichtert lehrt man zu seinem Whisky und Soda zurück und gelangt einstimmig zu dem Schlusse, daß — was es auch sei — es sich doch in weiter Entfernung abspielen müsse und daher keine unmittelbare Gefahr bedeuten könne. Und dann kommt, trotz aller Finsternis, unserem Gastgeber, dem hochherzigen Baronet, die Beleuchtung: „Wißt Ihr, was das ist?“ ruft er triumphierend, wie einer, der eine unerhörte wichtige Entdeckung macht, „das ist die große Schlacht in der Nordsee! Jeder Knall bedeutet ein von unserer glorreichen Flotte in den Grund geborntes deutsches Kriegsschiff!“ Beifällig-zustimmendes Gemurmel aller Gäste. Ausgezeichnet! Tröstliche, erhebende Gefühle vor dem Zubettegehen, die den öden Tag der Angst und des Mühsigganges harmonisch enden! Und zu mir sagt der Baronet dann flüsternd und klopft mir gönnerhaft auf die Schulter: „Nehmen Sie sich's nicht zu sehr zu Herzen. Es ist eben ein unabänderliches Schicksal!“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

O, denkt daran!

Wer hat verjagt die russischen Horden,
Daß sie nicht konnten weiter morden
Männer und Frauen, Mädchen und Kind?

O, sagt es geschwind
Und denkt daran,
Daß unsre Grauen es getan.

Wer hat die schwarzen Scharen bezwungen,
Wer hat bis in den Tod gerungen
Mit diesem teuflischen Gefind?

O, sagt es geschwind.
Und denkt daran,
Daß unsre Grauen es getan.

Wer hat gekämpft und hat gestritten,
Wer hat furchtbare Qualen erlitten,
Wer hat geschützt Haus, Herd und Kind?

O, sagt es geschwind
Und denkt daran,
Daß unsre Grauen es getan.

Wer hat gebrochen der Briten Macht,
Wer hat sie gejagt bei Tag und Nacht,
Daß sie in Angst gekrochen sind?

O, sagt es geschwind
Und denkt daran,
Daß haben unsre Blauen getan.

Drum laßt uns danken unsren Grauen,
Drum laßt uns danken unsren Blauen,
In unsre Herzen sei's geschrieben,
Daß wir sie achten, ehren, lieben,
Und denken immer, immer daran,
Was unsre Grauen und Blauen getan!

H. Scheuer.

Die geographische Weisheit der französischen Presse. Schon Bismarck sagte, daß ein charakteristisches Merkmal der Franzosen ihre Unkenntnis der Geographie sei. Da sich in dieser Beziehung bis heute nicht viel geändert hat und auch jetzt noch den französischen Blättern sehr oft in ihren Kriegserrichten wenig ehrenvolle geographische Schnitzer unterlaufen, wollte der Intransigant seine besondere geographische Bildung bemerkbar machen, indem er in einer Besprechung des deutsch-bulgarischen Vormarsches in der Dobrudscha schreibt: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Bulgaren durch diesen Erfolg den augenblicklichen Vorteil einer Verkürzung ihrer Front erreicht haben, da die Donau sich dem Meere in demselben Maße nähert, in dem sie ihrer Mündung zueilt.“ Es ist erstaunlich, daß die sonst so strenge französische Zensur dieses für uns so wichtige strategische Geheimnis glatt durchgehen ließ.

Die Mobilisierung der russischen Bodenschätze. Trotz finanzieller und sonstiger tatkräftiger Unterstützung Rußlands auf allen Gebieten durch die ganze Korona von Entente-mitgliedern und „wohlwollenden“ Neutralen werden die Zustände langsam etwas bänglich. Besonders der enorme Bedarf an Metallen und Mineralien, der durch die sinnlose Munitionsverwendung jeder rationalen Industrieerzeugung spottet, kann immer weniger gedeckt werden, nachdem auch die Einfuhrmöglichkeiten im letzten Jahr nichts weniger als besser geworden sind. Daß wirklich Not am Mann ist, zeigt die ungewöhnliche Betriebsamkeit der russischen Behörden, die bekanntlich immer zuletzt in der eigenen Kraft ihre Zussucht sehen. Rußland soll nach Bodenschätzen abgesehen werden. 70 Geologen der russischen Geologischen Gesellschaft, der noch eine besondere Anerkennung ausgesprochen wurde, sind mit dieser Aufgabe nach allen Windrichtungen gesprengt worden, obwohl schon die Tätigkeit des Sommers 1915 nach einer Mitteilung Hr. K. Moßls im „Prometheus“, die auf dem Tätigkeitsbericht der Geologischen Gesellschaft fußt, sehr fruchtbringend gewesen sein soll. In verschiedenen Distrikten wurden neue Lizenzen für Erzgewinnung erteilt, die Förderung von Fluorit, Schwefelkies, Alaun usw. in die Wege geleitet. Tungstein wird aus dem Ural geholt. Viele Minerale und Metalle fehlen freilich nach wie vor; Antimon, Arsenik, Molybdän, Vanadium und wie sie alle heißen mögen. Um auch „Erfolge“, die der großen Menge bedeutungsvoll erscheinen können, aufzuweisen, sollen in der Nähe Petersburgs Kohlenlager aufgedeckt worden sein, die im Falle der Not den Bedarf der umliegenden Industrie decken zu können.

Der Moosverband. Da sich in letzter Zeit verschiedentlich Mangel an der als Deckverband für Verwundete so wichtigen Watte bemerkbar machte, ist es auch auf diesem Gebiete notwendig, sich nach einem zweckentsprechenden Ersatz umzusehen. In keinem der eines Ersatzes bedürftigen Fälle aber liegen die Verhältnisse so günstig wie in diesem, da der Ersatz, auf den neuerdings Dr. Kronacher in der Münchener Medizinischen Wochenschrift aufmerksam macht, den ursprünglichen Stoff, nämlich die Watte selbst, an praktischem Wert sogar übertrifft. Schon anfangs der 80er Jahre sah man sich nach einem gut aufsaugungsfähigen Verbandsmittel an Stelle der Watte um. Als besonders aufsaugungsfähig erwies sich hierbei das Torf- und Waldmoos. Seine große Aufsaugungsfähigkeit liegt darin, daß die absorbierte Flüssigkeit sich nicht zwischen den einzelnen Pflanzen teilen, sondern hauptsächlich zwischen den Zellschläuchen findet. Die Versuche, die Dr. Kronacher selbst über die Aufsaugungsfähigkeit verschiedener zu Deckverbänden benutzter Stoffe anstellte, haben den hohen Wert des Moores für diese Zwecke einwandfrei erwiesen. Unter den zur Prüfung herangezogenen Stoffen — nämlich Watte, Jute, Holzwolle und Moos — zeigte das Moos weitaus die größte Aufsaugungsfähigkeit. Das Moos nahm durch das Aufsaugen in 5 Stunden um das Siebenfache seines Gewichtes zu und vermochte auch dann noch bei weiterer Einwirkung der benutzten Flüssigkeiten weiter zu saugen. Zum Verbandszweck wird das entsprechend präparierte Moos in Gazepäckchen verschiedener Größen gefüllt, um so als Deckverband zu dienen. Auch in komprimiertem Zustande kann es als sog. Moospappe verwandt werden. Somit ist in dieser Beziehung der Bedarf an Verbandsmitteln vollauf gedeckt, da keinerlei Blockade das in den deutschen Wäldern so sehr verbreitete Moos zu behindern vermag.